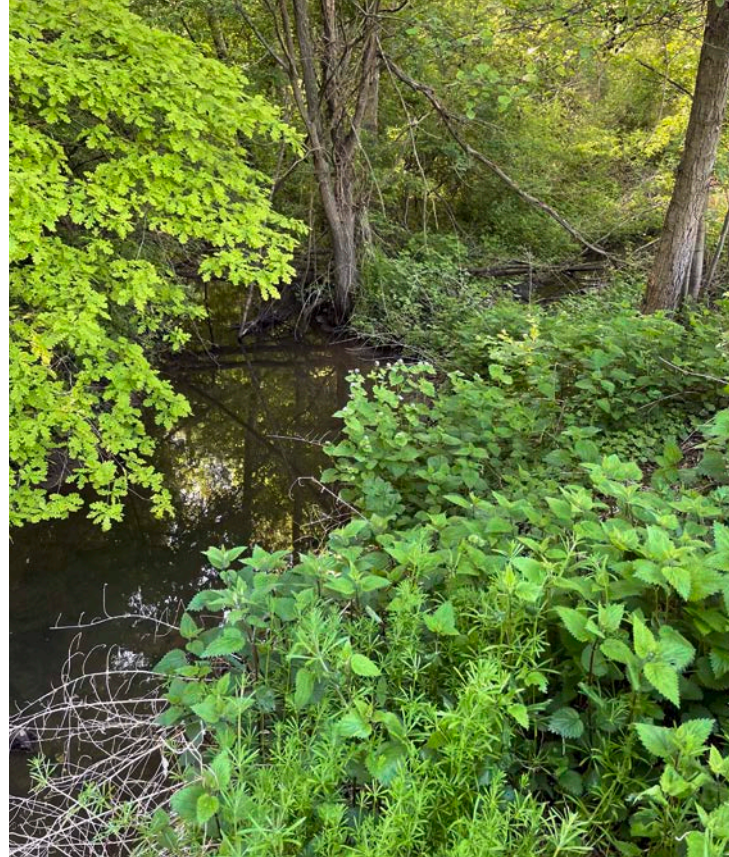




Statt Drainage: Die „Semmer Seenplatte“ speichert Wasser, kühlt die Landschaft und schafft Lebensraum für unzählige Arten – ein starkes Plädoyer für natürliche Rückhalteräume, ganz ohne Bagger und Beton.



Wo einst nur ein Bach floss, hat der Biber ganze Arbeit geleistet: Die „Semmer Seenplatte“ – ein Naturwunder vor der Haustür – zeigt, wie neue Lebensräume entstehen, wenn wir der Natur Raum lassen.

Auwald oder Flutkatastrophe

Statt aus Katastrophen zu lernen, bauen wir weiter zu nah am Ufer, begradigen Flüsse und zerstören Rückhalteräume. Dabei gäbe es längst bessere Wege – leise, natürlich, wirksam. Warum handeln wir nicht?

Text und Fotos: Arne Kusserow

Es hat wochenlang nicht geregnet bei uns im Odenwald. Zum Glück war das vergangene Jahr niederschlagsreich – es gibt Reserven. Zudem wird mein Heimatgewässer, die Mümling, durch den Marbachstausee reguliert. Deshalb haben wir (noch) genug Wasser – aber das ist die Ausnahme.

Dass sich das Klima verändert, ist weit-

gehend unstrittig. Für den Umgang mit den Folgen ist es zweitrangig, ob der Mensch die Hauptursache ist. Fakt ist: Eine wärmere Atmosphäre kann mehr Wasserdampf aufnehmen. Und je mehr Feuchtigkeit in der Luft ist, desto mehr Regen fällt – irgendwann, irgendwo.

Europa hat in dieser Hinsicht eine besondere Lage. Durch den Golfstrom gelangt

warme Luft aus den Tropen – aus Mittelamerika und der Sargassosee – direkt über den Atlantik zu uns. Deshalb ist unser Klima außergewöhnlich mild für unsere geographische Breite. Es regnet häufig, aber meist moderat.

Michelstadt an der Mümling liegt auf 49° 41' Nord – dieselbe Breite wie Winnipeg in Kanada. Dort fallen die Wintertem-



Trotz der verheerenden Flut 2021 wird an der Ahr erneut direkt am Flussufer gebaut. Das zerstörte Gebäude steht sinnbildlich für eine Baupolitik, die aus Katastrophen kaum Konsequenzen zieht – und Risiken weiterhin ignoriert.

peraturen unter -30°C , im Sommer klettert das Thermometer selten über 30°C . Bäume gibt es noch, aber sie sind klein, dünn und spärlich – eher wie in Mittelschweden als bei uns.

Diese Milde verdanken wir einer Art „ozeanischer Pumpe“ im Nordatlantik: Getrieben vom Temperaturunterschied zwischen dem (sub)tropischen Meer vor Florida und dem kalten Nordpolarmeer zirkuliert dort das Wasser. Warme, salzreiche Strömungen bewegen sich Richtung Europa, kühlen bei Grönland ab, sinken in die Tiefe und fließen über einen Tiefseegraben vor der US-Ostküste zurück zur Sargassosee – wo sich das Wasser wieder erwärmt. Ein natürlicher Kreislauf.

Doch durch die globale Erwärmung schrumpft der Temperaturunterschied zwischen Nord und Süd – und damit die Leistung dieser Pumpe. Schon in früheren Warmzeiten – etwa am Ende der Bronzezeit, zur Blüte des Römischen Reiches oder während der Wikingerbesiedlung Grönlands – floss das warme Wasser eher Richtung Grönland als nach Europa. Die Folgen waren Dürren, Hungersnöte und Trockenzeiten hier – während es in Grönland und selbst in der Sahara grüner wurde.

Was heißt das für uns?

Wir müssen künftig mit längeren Trockenphasen rechnen – denn Ostwind bringt tro-

ckene Luft. Gleichzeitig nehmen Starkregen bei Westwetterlagen zu, weil warme Luft mehr Wasser trägt.

Ob man die Ursachen für diese Entwicklung diskutieren will, ist zweitrangig – an den Konsequenzen ändert es nichts. Deshalb sollten wir uns darauf vorbereiten. Doch genau das geschieht in Deutschland bisher kaum – obwohl Hochwasserereignisse zunehmen. Offenbar hat uns das verlässliche Klima zu träge gemacht.

Auch das lässt sich beklagen – oder man beginnt, das Naheliegende zu tun: Maßnahmen, die wenig kosten, aber viel bewirken. Selbst wenn sie unbequem sind.

Denn wenn weniger Regen fällt, bleiben uns nur zwei Optionen: Wasserverbrauch senken – und das Wasser, das da ist, länger im Land halten. Statt es möglichst schnell in Nordsee, Ostsee oder Schwarzes Meer zu leiten.

Wir lernen nicht aus Ereignissen

Starkregen und dadurch ausgelöste Hochwasser kommen weltweit immer wieder vor. Ob sie sich zu einer Flutkatastrophe entwickeln, hängt jedoch stark vom Ort des Geschehens ab. In vielen Fällen bleiben die Folgen gering: Gibt es genügend Retentionsflächen, ist die Region unbesiedelt oder liegt deutlich oberhalb des Flusses, kann sich das Wasser verteilen und langsam abfließen. Zudem sind die Menschen in sol-

chen Gegenden vorbereitet – sie bauen angepasst und leben entsprechend umsichtig.

Anders sieht es dort aus, wo der Mensch nah ans Ufer gebaut oder den natürlichen Verlauf des Flusses verändert hat. Dann kommt es regelmäßig zu schweren Schäden und sogar zu Todesopfern.

Doch trotz all dieser Erfahrungen ändern wir unser Verhalten kaum. Die Fehler, die Katastrophen begünstigen, werden nicht beseitigt, sondern wiederholt. Wir lernen offensichtlich wenig aus vergangenen Ereignissen.

Ein Grund: Zwischen zwei regionalen Hochwassern liegen oft Jahrzehnte oder Jahrhunderte – genug Zeit, um die Gefahr zu verdrängen. Die Keller werden tiefer gegraben, das Flussbett wird weiter eingeeengt, neue Brücken entstehen, Häuser werden direkt ans Ufer gebaut. Und das geschieht nicht nur an großen Flüssen – selbst kleine Bäche sind betroffen.

Das Beispiel Ahr: ein Lehrstück für Untätigkeit

Ein eindrückliches Beispiel: Ein Haus an der Ahr, das 2021 während der Flutkatastrophe auf vielen Bildern zu sehen war. Es stand rund einen Meter über dem normalen Wasserstand, direkt am Ufer – und wurde folgerichtig zerstört. Nach der Katastrophe wurde es mit Steuermitteln und Versicherungsleistungen – also aus

öffentlichen Geldern – an exakt derselben Stelle wieder aufgebaut. Dass es mit hoher Wahrscheinlichkeit in weniger als 100 Jahren erneut zerstört wird, scheint niemanden zu stören.

Dabei ist die Ahr bekannt für ihre zerstörerischen Hochwasser. 1804 starben dort 64 Menschen, 1910 waren es 57, und 2021 sogar 134. Es ist zu erwarten, dass beim nächsten Ereignis wieder viele der gerade erst neu gebauten Häuser betroffen sein werden – und erneut Menschenleben in Gefahr geraten.

Ein wirksamer Weg, solche Schäden und Verluste zu verhindern, wäre die Wiederschaffung von Retentionsflächen, die Starkregenereignisse besser aufnehmen und verzögern können.

Wo soll das Wasser denn hin?

In ganz Deutschland entwässern alte Drainagesysteme brachliegende Felder und Wiesen. Ein dichtes Netz aus Gräben und Kanälen leitet das Wasser möglichst schnell in den nächsten Bach – oft ergänzt durch Einleitungen aus überlasteten Abwassersystemen.

Diese Bäche verlaufen meist schnurgerade, technisch optimiert und trapezförmig ausgebaut. Sie führen das Wasser auf kürzestem Weg in den nächsten Fluss – wo es gleichzeitig mit dem Wasser aus der gesamten Umgebung ankommt. Dort trifft es auf ein Stauwerk, etwa eines Wasserkraftwerks, das die Flut zu einer gewaltigen Welle aufschiebt – mit den bekannten Folgen.

Kaum ein Hochwasserschutzbauwerk in Deutschland wäre in der Lage, eine solche Welle abzufangen – etwa wie jene beim Extremregen im Winter 2024 in Valencia. In Spanien ist man an diese Wetterlagen gewöhnt: Nach langen Trockenperioden können plötzliche Starkregenfälle zu massiven Fluten führen. Deshalb gibt es dort vielerorts sogenannte Barrancas oder Ramblas – tiefe, breite Flussbetten, die fast das ganze Jahr über trocken liegen, bis die nächste Flut kommt.

Doch selbst dort hat man begonnen, auf genau diesen natürlichen Überflutungsflächen zu bauen – aus Gier nach Bauland. Und auch dort wiederholt sich, was andernorts längst bekannt ist: Wer dem Wasser keinen Platz lässt, zahlt früher oder später den Preis.

Mehr Regen – kürzer, heftiger, kon-

zentrierter

Der Trend, nah ans Wasser zu bauen, hält ungebrochen an – auch bei uns. Doch wo soll das Wasser hin? Im Vergleich zu Spanien sind die zulässigen Überflutungsvolumen über dem Normalwasserstand in Deutschland verschwindend gering. Würde sich bei uns ein Hochwasser wie das in Valencia ereignen, wären die Folgen deutlich gravierender. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis es auch hier passiert.

Diese Bedrohung wird sich nicht verringern – im Gegenteil: Mit der fortschreitenden Klimaerwärmung nimmt die Atmosphäre mehr Feuchtigkeit auf. Doch auch dieses Wasser muss irgendwann wieder herunterkommen. Gleichzeitig bleiben immer mehr Regionen über längere Zeit trocken. Das bedeutet: In Zukunft wird deutlich mehr Regen in kürzerer Zeit auf immer kleinere Flächen treffen.

Deutschland ist darauf nicht vorbereitet – obwohl die Anzeichen längst unübersehbar sind.

Was kann man tun?

Es gibt viele effiziente und einfach umsetzbare Maßnahmen, um den Wasserabfluss zu verlangsamen und mehr Retentionsräume zu schaffen. Damit lassen sich nicht nur Hochwasserereignisse abmildern – auch Trockenzeiten werden besser überstanden, weil das Wasser länger im Land gehalten wird.

Dringend notwendig ist es zudem, den fortschreitenden Verlust von Ufer- und Retentionsflächen zu stoppen. Wir müssen in Deutschland endlich lernen, einen respektvollen Abstand zwischen unserem Eigentum und den reißenden Wassermassen einzuhalten.

Gerade auf kommunaler Ebene lassen sich viele wirkungsvolle Maßnahmen umsetzen:

- Drainagen entfernen: Alte Drainagerohre aus gewässernahen Wiesen und Feldern sollten zurückgebaut werden.
- Entwässerungsgräben umlenken: Bei der nächsten Grabenpflege kann das Höhen-

profil so angepasst werden, dass das Wasser nicht direkt in den Bach geleitet wird, sondern zunächst auf dem Feld versickert und dort Pflanzen und Böden zugutekommt.

Solche Maßnahmen können lokal den Wert einzelner Grundstücke mindern – doch andere Flächen profitieren durch bessere Wasserversorgung. Zudem handelt es sich meist um wenig oder ungenutzte Areale, deren ökonomischer Wert ohnehin stark von Agrarsubventionen abhängt. Diese Mittel ließen sich ebenso gut für die Schaffung neuer Retentionsflächen einsetzen.

Viele der aktuellen Renaturierungsprojekte helfen kaum. Oft bestehen sie darin, auf kurzen Gewässerabschnitten mit schwerem Gerät und hohem finanziellem Aufwand technisch zu „renaturieren“ – mit wenig langfristigem Nutzen.

Auch kleinere Wasserkraftwerke gehören auf den Prüfstand: Sie liefern kaum nennenswerte Mengen Strom, verursachen aber massive ökologische Schäden (vgl. Fli-Fi 8/2020, www.sfv.de). Bei Hochwasser verschärfen sie die Lage zusätzlich, da sie die Wassermassen aufstauen und die Flutwellen verstärken.

Was man lassen sollte

An erster Stelle: weitere ufernahe Bebauung und den Neubau von Wasserkraftanlagen.

Doch es gibt auch positive Beispiele für Bauwerke im Wasser, die Hochwasser- und Naturschutz vereinen – indem sie neue Feucht- und Retentionsflächen schaffen. Dazu zählen Biberdämme, vor allem an kleineren Gewässern. Sie fördern die Bildung neuer Auenbereiche und ökologisch wertvoller Feuchtgebiete.

Ein solches Beispiel habe ich direkt vor meiner Haustür: Das von Bibern geschaffene Feuchtgebiet wird von der lokalen Bevölkerung inzwischen liebevoll „Semmer Seenplatte“ genannt. Rund ein Kilometer Bachlauf wurde dort so aufgestaut, dass mehrere flache Teiche entstanden, verbunden durch sumpfige Übergänge.

Innerhalb weniger Jahre siedelten sich Zugvögel, Wasservögel, typische Sumpfpflanzen und Amphibien an. Gleichzeitig versuchte der örtliche Dränverband – eine Organisation ortsansässiger Landwirte zur Trockenlegung von Flächen – die Biber zu entfernen. Grund: Einige Hektar ungenutzter, qualitativ minderwertiger Agrarflächen waren zeitweise vernässt.

„Nicht der Fluss ist die Gefahr, sondern unser Umgang mit ihm.“

Verborgener Wasserzugang an der Mümling – ein Relikt aus Zeiten schneller Wasserableitung. Heute ist Wasserspeicherung gefragt.



Solche Dränverbände – und das Entfernen von Biberdämmen – sollte man sich schlicht sparen. Das meist unbegründete Gejammer einzelner betroffener Bauern muss man in Kauf nehmen. Besser wäre es, diesen das Land zu einem fairen Preis abzukaufen – zum Nutzen aller. Viele sogenannte „Renaturierungen“ sollte man sich sparen. Allzu oft richten schwere Maschinen große Verwüstungen an, nur um ein monotones, tief eingeschnittenes, befestigtes und gerades Bachbett in ein ebenso monotones, befestigtes, aber nun mäandrierendes Bachbett zu verwandeln – ohne ökologischen Nutzen.

Im Gegenteil: Durch die verlängerte Fließstrecke bei gleichem Gefälle fließt das Wasser langsamer, erwärmt sich stärker und lagert mehr Feinsedimente ab. Besser wäre es, vorhandene Uferbefestigungen zu entfernen und natürliche Erosion gezielt zuzulassen oder anzustoßen.

Die ausgebauten Befestigungen können direkt wieder als Strukturelemente in den Gewässergrund eingebaut werden. Einige größere Steine oder – noch besser – schräg zur Strömung eingegrabene kurze Baumstämme, die das Wasser ans gegenüberliegende Ufer lenken, bewirken oft mehr als viele Bagger – ohne dabei alles zu zerstören. Diese Baumstämme verrotten nach einigen Jahren, aber die natürliche Dynamik bleibt bestehen. Mit vier Personen und einem Traktor lässt sich so etwas in wenigen Stunden umsetzen. Schon nach wenigen Jahren wird aus einem schnurgeraden Graben ein lebendiger Bach mit flachen und

tiefen Zonen, Kiesbetten, Uferunterspülungen und dicht bewachsenen Uferstreifen. Die vielfältige Struktur des Gewässergrunds fördert mehr Insektenlarven und Krebse – und damit auch mehr Nahrung für Fische. Sehr praxisnah zeigt das Buch „Renaturierung kleiner Fließgewässer mit ökologischen Methoden“ von Werner H. Bauer (erhältlich beim Landesfischereiverband Baden-Württemberg), wie solche Maßnahmen sinnvoll umzusetzen sind.

Wenn Bürokratie den Naturschutz ausbremst

Leider zeigt die Realität ein anderes Bild. Durch sogenannte Ausgleichsmaßnahmen – Gelder, die Gemeinden für den Umweltschutz einsetzen müssen, wenn Neubaugebiete oder Straßen entstehen – steht viel Geld für Renaturierungen zur Verfügung. Behörden bestehen jedoch häufig darauf, diese Mittel nur auf öffentlichen Flächen einzusetzen. Ein groteskes Beispiel: Ein teures, großes Hochwasserrückhaltewehr in einem viel zu kleinen Gebiet. Beim Bau wurde alles Leben im Bachlauf zerstört und der Boden für Jahrzehnte verdichtet. Gleichzeitig wurde das nun tote Gewässer aufwändig „renaturiert“. Symbolpolitik also – an einem Ort ohne Gefahrenpotenzial. Schilda lässt grüßen.

Meist liegt das Land an kleineren Bächen in Privatbesitz. Ein Verkauf lohnt sich nicht, denn Kommunen dürfen nicht mehr als den ortsüblichen Preis zahlen. Da landwirtschaftliche Flächen nur selten und dann zu niedrigen Preisen verkauft werden,



Ein Rohr gegen die Natur: Tausende solcher Einleitungen entwässern Wiesen und Felder – und machen aus Bächen Abflusskanäle.

behalten die Besitzer sie lieber – statt sie für wenig Geld zu veräußern – und versuchen, die Biber loszuwerden, weil diese den Grundstückswert mindern könnten.

Mehr Raum für Auwälder und Wasser

Dabei gäbe es gerade in den Oberläufen viele wenig genutzte, feuchte Flächen, auf denen Auwälder und Retentionsräume entstehen könnten – ganz ohne große Eingriffe, nur durch die beschriebenen Maßnahmen. Das gilt ebenso für Flächen entlang größerer Flüsse. Platz wäre genug vorhanden.

Doch der Widerstand gegen einen sanften Rückbau ist groß. Denn irgendjemand verliert dabei immer etwas – sei es Grundstückswert, Nutzfläche oder Einfluss. Und weil sich mit Zurückhaltung kaum Geld verdienen lässt, passiert am Ende: nichts. Und das, obwohl sowohl die Notwendigkeit als auch die Mittel längst vorhanden wären.

Noch immer herrscht vielerorts der Irrglaube, dass der technische Umbau von Gewässern den Hochwasserschutz verbessert. In Wahrheit ist meist das Gegenteil der Fall. Was wirklich hilft, sind großflächige Retentionsräume – und genügend Abstand zwischen unserem Besitz und dem Wasser. ●